

Theodor Kocher [Fortsetzung]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **45 (1951)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

begriff offenbar nur nicht ganz, warum man die grünen, krausen Suppenkräuter auch Peterli nennt. So kam sie auf die Idee, mich mit Peterli zu erfreuen. Strahlenden Blicks kam sie daher, im heissen Fäustchen ein Büschel von der gestohlenen Petersilie. Und mit einer Miene, die sagen wollte: «Freu dich, Mutter!» verkündete sie: «Schau, Mutter, da bringe ich dir viele Petermännlein.» A. O.

Theodor Kocher

(Fortsetzung)

IV.

Im Jahre 1865 war Theodor Kocher wieder in Bern. Er bekam die Erlaubnis, den Studenten Vorträge zu halten als Privatdozent. Sein Ziel aber war, Professor zu werden.

Im Jahre 1869 heiratete der 28jährige Kocher die 19jährige Marie Witschi aus Bern, die er in der Brüdergemeinschaft kennengelernt hatte. Es war eine vorbildliche Ehe. Sie dauerte nahezu 50 Jahre.

1870 wurde Theodor Kocher plötzlich berühmt. Er erfand nämlich ein Verfahren, mit drei Griffen eine verrenkte Schulter wieder einzurenken. Das war unerhört! Die ganze Aertzewelt machte es ihm nach. Und man nannte von da an dieses Heilverfahren «Kochersche Reduktionsmethode».

Zu Kochers Zeiten war es für einen Schweizer nicht leicht, in der Heimat Hochschullehrer, also Professor, zu werden. Man glaubte nämlich, die Schweizer seien dazu weniger begabt als die Deutschen. Das war ein Irrtum. Aber es war nun einmal so. Im Jahre 1872 sollte an die medizinische Abteilung der Hochschule in Bern ein neuer Professor gewählt werden. Kocher meldete sich. Aber die andern Professoren, alles Deutsche, wollten ihn nicht so recht empfehlen, obwohl Kocher jetzt schon fünf Jahre lang an der Universität gelehrt hatte. Wieder sollte ein Deutscher hergeholt werden, und man empfahl an erster Stelle Prof. König aus Rostock und erst an zweiter Stelle Theodor Kocher. Der Regierungsrat des Kantons Bern wollte König wählen. Aber da wehrten sich die damaligen und die früheren Studenten Kochers für ihren verehrten Lehrer und verlangten, dass er gewählt werde. Und — o Wunder! — sogar Professoren des Auslandes setzten sich für Kocher ein. «Warum», fragte einer von ihnen, «wollt Ihr einen Ausländer wählen, wenn Ihr doch einen so tüchtigen Landsmann habt? Wählt Ihr ihn nicht als Professor, so wird er nach Deutschland gewählt!»

Jetzt konnte der Regierungsrat des Kantons Bern nicht mehr anders: Er ernannte am 16. März 1872 Theodor Kocher zum ordentlichen Professor der Chirurgie.

V.

Wenn man bedenkt, wie heutzutage die modernen Spitalbauten nur so aus dem Boden schiessen als Zeugen einer opferfreudigen Verantwortung der gesunden gegenüber den kranken Mitbürgern, muss man sich verwundern, wie zäh und steckköpfig sich vor 80 Jahren die Berner Regierung gegen einen Spitalneubau wehrte. Man glaubte, kein Geld für so etwas übrig zu haben, nachdem man soviel Staatsgelder in die Eisenbahnen gesteckt hatte. Und doch war ein Neubau bitter nötig. Das altersgraue Haus an der Inselgasse hatte längst ausgedient. Theodor Kocher bestand auf seiner Forderung nach einem neuen Krankenhaus, aber die Regierung lehnte ebenso hartnäckig ab.

Da bekam Theodor Kocher einen Ruf als Professor an die Universität Prag. Jetzt gab die Regierung nach, jetzt war sie bereit, ein neues Krankenhaus zu bauen, denn jetzt endlich hatte sie bemerkt, was für einen beehrten Professor Bern in Theodor Kocher hatte, und den wollte man nicht verlieren. Und man hätte ihn verloren, wenn man nicht gebaut hätte. Professor Kocher ist in Bern geblieben, weil er seine Vaterstadt liebte. Aber hätte man ihm kein neues Krankenhaus gebaut, so wäre er eben doch gegangen. Denn so wenig wie du mit stumpfem Werkzeug zu schaffen begehrt, so wenig konnte sich ein so begnadeter Arzt wie Kocher mit veralteten Einrichtungen zufrieden geben.

VI.

Nicht nur Kranke, sondern auch lernbegierige Aerzte eilten aus aller Herren Länder herbei. Wie bereits gesagt, operierte Kocher nicht nur Kröpfe, sondern alles, was zu operieren war. Er war als Wundarzt ein wahrhafter Künstler. Ausländische Aerzte verwunderten sich, wie wenig Blut bei seinen Operationen floss, verwunderten sich auch, wie wenig Patienten ihm am Wundfieber starben. Kocher verstand es hervorragend, die Krankheitskeime (Fäulnisbazillen) von den Wunden fernzuhalten (Asepsis) und bereits eingedrungene Krankheitskeime zu bekämpfen (Antisepsis). Grossartig war auch sein Operationsschnitt. Er wusste ihn so anzulegen, dass man z. B. beim Kropf die Narbe kaum sah.

Kocher verfasste ein weltberühmtes Lehrbuch über Chirurgie (Operationslehre), gründete auch eine Chirurgenschule. Im Ausland nannte man sie «die grosse Berner Chirurgenschule». Hier hat er zwei Generationen von Aerzten ausgebildet.

Wie weltbekannt Kochers Name war, beweist der Umstand, dass er einmal aus Russland einen Brief bekam, dessen Adresse lautete: «Kocher, Europa». Und sonst gar nichts! Im russisch-japanischen Krieg war ein Oberst am Kopfe schwer verletzt worden. Sein Arzt sagte ihm: «Auf dieser Welt kann Ihnen nur Kocher helfen; hilft er nicht, so hilft niemand.»

Worauf Kocher eben jenen Brief mit der lakonischen Adresse «Kocher, Europa» erhielt. Kocher hat dem Obersten geholfen. Zum Dank dafür taufte die russische Geographische Gesellschaft einen neuentdeckten Vulkan in der Mandschurei «Theodor Kocher».

Eine andere Ehrung wurde Theodor Kocher zuteil mit dem Medizin-Nobelpreis des Jahres 1909 (siehe auch «GZ» Nr. 1, 1950).

(Fortsetzung folgt.)

Trauerfarben

Bei uns trägt man Schwarz als Trauerfarbe, schwarz wie die Dunkelheit des Grabes. Eine Ausnahme macht die Heilsarmee. Sie schmückt Fahnen und Musikinstrumente bei einer Beerdigung mit einem weissen Flor. Weiss ist hier wohl die Farbe der Freude, dass der oder die liebe Verstorbene zur ewigen Freude eingegangen ist.

Im «Bund» steht zu lesen, dass bei andern Völkern andere Trauerfarben gelten:

In Aegypten ist Gelb die Trauerfarbe. Gelb ist die Farbe des Herbstes, der sterbenden Natur.

In China und Japan trägt man weisse Kleider. Das Weiss bedeutet hier die Reinheit des Lebens dessen, der nun im Sarge liegt.

Die Türken aber tragen Blau als Trauerfarbe, blau wie der Himmel, wohin der Tote gezogen ist.

Grau sind die Trauerkleider der Abessinier, grau wie die Erde, in die der Tote bestattet wird.

Offener Brief

Lieber Fritz!

Du möchtest wissen, was das heisst: Paradox. Die Antwort darauf wird noch mehr Leser der GZ interessieren. Darum sei sie hier abgedruckt.

Im Wörterbuch von Duden heisst paradox = «widersinnig». Ein für Dich fremdes Wort für ein Fremdwort! Damit ist Dir nicht geholfen. Also denn einige Beispiele:

Paradox ist es, dass die Aerzte durchschnittlich früher sterben als die andern Leute. Jeder 10. Mensch hat ein chronisches Leiden, das heisst eine Dauerkrankheit (Gicht, Ischias, zu grosses Herz usw.) Aber in Deutschland hat schon jeder 5. Arzt ein solches Leiden. Also hat es unter den «Heilkünstlern» oder «Gesundheitsspezialisten» mehr Kranke als unter uns andern Leuten. Das ist doch widersinnig, paradox, oder? Aber man muss bedenken: Aerzte haben oft keine Ruhe bei Tag und Nacht, besonders Landärzte. Wie oft schreckt sie das Telephon aus dem Schlaf!